

Beheimatung als Arbeitsprinzip in der Migrationsgesellschaft

Lilo Schmitz

„Beheimatung“ – das meint den Prozess und die Fähigkeit von Menschen, sich in neuer Umgebung einzurichten, sich schrittweise dort zugehörig, geborgen und wohlfühlen und die neue Heimat mitzugestalten.

Hunderttausende Menschen sind in den letzten Monaten nach Deutschland geflohen und gewandert und hier neu angekommen. Ein Blick auf die deutsche Nachkriegsgeschichte sagt uns: keine neue, nie dagewesene Herausforderung. Viele der heute in Deutschland lebenden älteren Bürger/innen mussten entweder selbst wandern, fliehen und sich neu beheimaten oder konnten Zugewanderte in ihrer Nachbarschaft aufnehmen und bei der Beheimatung unterstützen. Die Migration vor allem aus Südeuropa, Osteuropa und der früheren UdSSR, aber auch die Binnenwanderung aus den neuen Bundesländern schrieben die Wanderungs- und Neubeheimatungsgeschichte der Bundesrepublik weiter. Weltweit ist die derzeitige Zuwanderungssituation in Deutschland relativ moderat: Nach Angaben der UNO-Flüchtlingshilfe UNHCR befinden sich derzeit mehr als 60 Millionen Menschen auf der Flucht,¹ unter anderem vertrieben durch Kriege, an denen sich die deutsche Wirtschaft durch Waffenverkäufe bereichert.

Millionen Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg unter Bedingungen von Hunger

und Armut zu beheimaten, war schwierig und spannungsvoll. Aber auch heute – unter Bedingungen gesellschaftlichen Wohlstands – stellt die Einwanderung der letzten Monate Anforderungen an Neuankommende wie Aufnahmegesellschaft: Wollen die Flüchtlinge nicht verzweifeln, müssen sie sich neu beheimaten und muss ihre neue Umgebung ihnen Beheimatung ermöglichen. Will die schon länger ansässige Bevölkerung sich nicht rassistisch und fremdenfeindlich abschotten, muss sie sich ebenfalls in einer pluralistischen Gesellschaft und in sich verändernden Nachbarschaften immer wieder neu beheimaten und lebendig bleiben.

Deshalb macht es Sinn, sich damit zu beschäftigen: Was ist Beheimatung? Und wie kann Soziale Arbeit Beheimatung fördern?

Beheimatung als Menschheits-Lebensaufgabe

Als Ethnologin weiß ich: Dass Menschen sozusagen von Natur aus sesshaft sind und eine einzige Heimat haben, ist eine Mär. Allen voran Heirat und Familiengründung, aber auch Flucht und Vertreibung, Neugier und Angst, Liebe und Abenteuerlust, bittere Not und Suche nach Arbeit und Wohlstand, Wissensdurst und Bildungshunger, all dies bringt Menschen in neue, unbekannte Umgebungen, in denen sie sich beheimaten müssen.

1 <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlingshilfe/zahlen-fakten.html>.

Die Aufgabe Neubeheimatung ist dabei keinesfalls auf junge Menschen beschränkt. Auch älteren Menschen stellt sich gewollt und ungewollt die Aufgabe der Neubeheimatung. Egal ob die Seniorin, die als junge Frau und Arbeitsmigrantin nach Deutschland gekommen ist, ihren Lebensabend ganz oder teilweise in einer Stadt ihres Geburtslandes verleben will oder ein Herr auf eigenen Wunsch oder Drängen seiner Kinder ins betreute Wohnen der Nachbarstadt zieht – es stellt sich auch im Alter die Aufgabe der Neubeheimatung.

Beheimatung in der Kindheit

Die Heimat der Kindheit – ob als vertrauter Rückhalt, als Meer der Verlassenheit oder beengendes Korsett erlebt – wird uns ungefragt in die Wiege gelegt. Sie entfaltet ihre beruhigende und kraftgebende oder auch bedrohliche und zermürbende Kraft manchmal ein Leben lang. Wie Kinder und Jugendliche sich immer weitere Kreise jenseits ihrer Kleinfamilie erschließen, wie sie sich in Nachbarschaft und Schule, Freizeit und Stadt neue Räume und Lebenswelten aneignen und sich beheimaten, ist erforscht und eindrucksvoll belegt worden (Deinet 2011).

Beheimatung im Erwachsenenalter

Aber wie beheimaten sich junge und ältere Erwachsene, wenn sie sich an einem neuen Ort niederlassen?

Inspiziert vom Salutogenese-Konzept und auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungen entwickelt die Psychologin Beate Mitzscherlich (1997, 2001) ihre Theorie der Beheimatung. Sie beschreibt Beheimatung als „[...] die Möglichkeit, sich in einem per-

manenten, prinzipiell unabschließbaren Prozess immer wieder neu mit der Welt, mit subjektiv bedeutsamen Orten, Menschen und Gemeinschaften zu verbinden und dadurch das Gefühl von Geborgenheit, Zugehörigkeit, Handlungsfähigkeit und Sinnhaftigkeit zu erlangen.“ (Mitzscherlich 2001).

Mitzscherlich geht dabei von drei Kennzeichen einer gegliückten Beheimatung aus:

1. sense of community: Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, einem Milieu, einem gesellschaftlichen Umfeld

2. sense of control: Die Überzeugung, etwas bewirken und ändern zu können, Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten zu haben, das eigene Leben gestalten und die neue Umgebung beeinflussen zu können.

3. sense of coherence: Die Überzeugung, auch (vielleicht gerade) an diesem Ort ein sinnvolles Leben zu führen, trotz schwieriger Umstände am richtigen Ort zu sein. Der *sense of coherence* kann durchaus auch eine spirituelle, überindividuelle Dimension von Aufgehobenheit im Leben beschreiben.

Diese drei psychologischen Kategorien von Beate Mitzscherlich möchte ich ergänzen durch eine vierte sozialräumliche Kategorie, die ich als:

4. sense of neighbourhood bezeichnen möchte und die die Aneignung des öffentlichen Raums beschreibt.

Die Frage „Wem gehört die Stadt?“ meint nicht nur „Wer darf wo wohnen?“, sondern auch: „Wer nutzt wie Straßen und Plätze, Parks und öffentliche Einrichtungen? Wer prägt das Straßenbild und wer muss sich verstecken? Wie sieht eine selbstbewusste Ortsbezogenheit aus?“ Wo der Integrationsdiskurs zumindest alltagstheoretisch suggeriert: Gelungene Integration und Beheimatung ist, wenn ein zugezogener Mensch nicht (mehr) auffällt, möchte ich den Satz wagen: *Eine Stadt, die sich durch meinen Zu-*

zug nicht verändert, kann nicht meine Heimat sein.

In den letzten 70 Jahren sind viele Menschen nach Deutschland zugewandert und haben sich in Städten und Stadtteilen beheimatet, haben Plätze und Wege, Läden und Cafés, Parks und Picknickplätze, Bahnhöfe und Fußballfelder für sich entdeckt, sich angeeignet und mitgestaltet. In komplexen Prozessen der Wechselwirkung haben die „offenen Arme“ der Stadt die Neuankömmlinge willkommen geheißen und haben die Neuankömmlinge ihrerseits diese Orte gestaltet und verändert. Mit „geschlossenen Türen“ hat die Stadt aber auch ihr abweisendes Gesicht gezeigt, versperrte Orte, die von den Neuankömmlingen ignoriert, respektiert, boykottiert oder lachend okkupiert wurden.

Flucht und Vertreibung – Harte Ausgangsbedingungen

Ausgehend von dem hier skizzierten Beheimatungskonzept wird deutlich, wie die Bedingungen von Flucht und Vertreibung eine gelungene Beheimatung erschweren und belasten können:

Belastungsfaktor 1: keine Rückkehroption

Viele Flüchtlinge mussten verbrannte Brücken zurücklassen. Ihre Heimatstädte sind zerbombt, ihre Wohnungen aufgegeben, Häuser und Grundstücke für die horrenden Kosten der Flucht für wenig Geld verkauft, ihre Herkunftsregion durch Hunger, Krieg und Besatzung unbewohnbar geworden.

Belastungsfaktor 2: Gewalt, Angst und Trauma

Wohnung, Besitz, Einrichtungsgegenstände, Nachbarschaften und gewohnte Wege,

Landschaft und Architektur zu verlieren oder gewaltsam entrissen zu bekommen, stellt für viele Menschen ein Trauma dar, von dem sie sich nur schwer wieder erholen können. Wer zusätzlich selbst bedroht und misshandelt, vertrieben und beschimpft wurde, in Angst um sich selbst, seine Familie und andere nahe Menschen leben musste, wird noch lange mit den Folgen dieser Erfahrungen leben müssen.

Ressource und Last: Diaspora

Wenn Menschen sich stark auf einen Ort beziehen, an dem sie zurzeit nicht leben (können), wenn sie sich als Teil einer in alle Welt zerstreuten Gemeinschaft begreifen, wird dieser Heimatbezug der Zerstreutheit, der Bezug zur und die Selbstdefinition über die ideale/ferne/verlorene Heimat in der Ethnologie als „Diaspora“ bezeichnet (Kokot et al. 2013). Dieser Bezug kann eine Quelle von Stabilität, Selbstwert und Sinn sein. Die Pflege von transnationalen und Diaspora-Netzwerken ist in Zeiten moderner Kommunikationsmedien leichter geworden. Der Diaspora-Bezug braucht jedoch seinen Gegenpol in einer realen Verankerung im „Hier und Jetzt“ der Aufnahmegesellschaft. Wenn die neue Umgebung abweisend, uninteressiert oder gar feindlich erlebt wird, wird Diaspora als Rückzug und nicht als Bereicherung wirken.

Flucht schwächt den *sense of community*

Flüchtlinge verlieren, meist ungewollt, einen Großteil ihres sozialen Netzwerkes, ihrer Familie, ihrer Freundschaften und ihres beruflichen Umfeldes. Wo Kinder, alte Eltern,

Liebes- und Ehepartner/innen zurückgelassen werden müssen, wo Zurückgebliebene in Gefahr sind, kann dies einen grenzenlosen und ohnmächtigen Schmerz hervorrufen. Moderne Kommunikationsmedien und soziale Netzwerke schaffen und suggerieren Kontakt, Information und Gleichzeitigkeit, aber können nur einen stark medial geprägten Ausschnitt der Wirklichkeit wiedergeben. Selbst da, wo Gespräche über Smartphone-Botschaften und Sichttelefon wie Skype geführt werden können, fehlen Gelegenheiten, solche Gespräche privat und ungestört zu führen.

Nun verfügen Flüchtlinge, wie die meisten Menschen, über individuell mehr oder weniger ausgeprägte Fähigkeiten, zu Reisebekanntschaften sowie Bewohnerinnen und Bewohnern der Länder, die sie passieren, kurze und vorläufige, dennoch freundliche und beruhigende Beziehungen aufzubauen. Wird der Stress der Flucht aber zu groß, ist die Bevölkerung eher fremdenfeindlich eingestellt oder führt die Flucht in Länder, wo keine gemeinsame Sprache vorhanden ist, findet ein solcher Beziehungsaufbau nur schwer statt.

Solidarität und neue Freundschaften unter Flüchtlingen entstehen häufig und können ein Lichtstrahl in einer belasteten Zeit sein. Aber diese neuen Freundschaften sind harten Belastungsproben ausgesetzt. Schon auf den Fluchtwegen werden manche frischen Freundschaften auseinandergerissen – durch unterschiedliches Tempo, unterschiedliche Geldmittel und durch Verwaltungsakte der jeweiligen Länder und Aufnahmestaaten. Nicht nur auf der Flucht, sondern auch durch die mehrstufige Unterbringung und in den ersten Monaten im Aufnahmeland müssen Menschen Freundschaften wieder aufgeben und abrechnen. Da, wo Menschen zusammenbleiben kön-

nen, belasten Enge und schlechte Ausstattung der Unterkünfte, fehlende Rückzugsmöglichkeiten und fehlende Privatsphäre einen gelassenen Umgang mit den neuen Freundinnen und Freunden.

Freundschaften im vorläufigen oder endgültigen Aufnahmeland zu bereits länger dort lebenden Menschen aufzubauen, scheitert nicht nur an Sprachbarrieren. Es müssen nicht direkt fremdenfeindliche Einstellungen sein – auch Vorsicht, Skepsis und mangelnde Information machen einen unbeschwerten Umgang miteinander kompliziert.

Flucht belastet den *sense of control*

Flucht und illegale Wege nach Deutschland belasten den *sense of control*. Die Fluchtsituation an sich hat wenig, das die Flüchtlinge kontrollieren könnten. Bereits Armut und Krieg sind Bedingungen, die entstehen, ohne dass die meisten Menschen dies beeinflussen könnten. Sich zur Flucht zu entschließen, beweist eine gewisse Autonomie, aber die Flucht selbst wird zum unkalkulierbaren Abenteuer. Länder wie die Bundesrepublik heißen die Flüchtlinge zwar willkommen, geben ihnen aber kein vorläufiges Grenzübertrittsvisum und damit die Gelegenheit zur kalkulierbaren Flugreise, sondern zwingen die Flüchtlinge auf einen gefährlichen, beschwerlichen und illegalen Weg. Die möglichen Fluchtrouten sind nicht nur teuer, sondern auch unkontrollierbar. Schlepper/innen bereichern sich und versprechen, was sie nicht halten werden. Grenzübergänge, die an einem Tag offen sind, werden am nächsten geschlossen. Was heute eine grüne Grenze ist, ist morgen ein Stacheldrahtzaun. Wo Menschen heute eine Mahlzeit erhalten, darf morgen keine mehr

ausgeteilt werden. Wo Menschen heute 60 Kilometer zu Fuß zurücklegen müssen, fahren morgen Busse der Vereinten Nationen.

Nach der Meldung kommen die Neuankömmlinge in Erstaufnahmeeinrichtungen, die sie nicht aussuchen können, und werden Monate später einer Kommune oder Gemeinde zugewiesen, ohne dass sie Einfluss auf den Ort nehmen können, an dem sie die nächste Zeit leben müssen.

Flucht belastet den *sense of coherence*

Wie kann ein Mensch einen Sinn darin erblicken, dass sein Land bombardiert oder von extremistischen Kräften besetzt wird? Wie kann eine Person sich damit arrangieren, dass sie ihren Besitz, ihre Wohnung, ihre Stadt verliert und aufgibt? Viele Menschen verlieren in solchen Situationen ihr Vertrauen ins Leben. Manchmal kann eine Sinnstiftung im Sinne eines „kleineren Übels“ gelingen: „Wie gut, dass ich mich und meine Familie habe retten können.“ „Es sind harte Jahre, aber ich werde für die Zukunft arbeiten.“ Dennoch bleibt das Urvertrauen ins Leben manchmal lange zerrüttet. Es bleiben Zweifel, ob die richtigen Entscheidungen getroffen wurden: „Bin ich zum richtigen Zeitpunkt weggegangen? Habe ich das richtige Land gewählt? Soll ich hierbleiben oder versuchen, woanders hinzukommen?“

Flucht belastet den *sense of neighbourhood*

Die Flucht und illegale Wanderung führt die meisten Flüchtlinge durch eine Vielzahl von Orten, Städten, Dörfern, Landschaften und Wetterverhältnissen. Wege sind oft quälend

langsam (zu Fuß und mit Gepäck, Alten und Kindern) oder so schnell zurückzulegen, dass eine Orientierung aus dem fahrenden Bus oder Zug sehr schwierig wird. Die Bleiben für die Nacht sind provisorisch. Oft schlafen die Menschen auf dem Boden, dem Bürgersteig, einem Anlegesteg, ohne Toiletten und Wasser, ohne Decke, ohne ein Dach über dem Kopf. Eine Beheimatung kann hier nicht erfolgen. Auch Erstaufnahmeeinrichtungen können nur für eine begrenzte Zeit aufnehmen. Sie liegen oft in unwirtlichen Gegenden einer Stadt, und nach einigen Monaten wird der Ort wieder verlassen. All dies verhindert, dass ein *sense of neighbourhood* entstehen kann.

Beheimatungsorientierte Soziale Arbeit

Wie kann nun Soziale Arbeit unter diesen schwierigen Bedingungen die Beheimatung von Flüchtlingen fördern? Damit befasst sich der zweite Teil dieses Aufsatzes.

Professionelle Soziale Arbeit, flankiert und ergänzt durch ehrenamtliches Engagement vieler Helfenden will Neuankömmlinge in ihrer Neubeheimatung unterstützen. Im Zusammenhang mit Flucht und Migration sollte Beheimatung als Querschnittsthema und Arbeitsprinzip Sozialer Arbeit behandelt werden.

Einleitend möchte ich an zwei Grundsätze der Sozialen Arbeit erinnern, die auch und gerade die sozialarbeiterische Praxis bei Flucht und Migration begleiten sollen:

Grundsatz I: Soziale Arbeit muss Politik in die Verantwortung nehmen – sie kann nicht die Fehler der Politik ausgleichen!

In jedem Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit gilt in unserer Disziplin (Fachwissenschaft)

und Profession einer der ersten Blicke den politischen, rechtlichen und materiellen Rahmenbedingungen. Orientiert an den Menschenrechten, als „Menschenrechtsprofession“ (Staub-Bernasconi), muss Soziale Arbeit neben der direkten Arbeit mit Klientinnen und Klienten und nahen Institutionen auf kleinere und größere politische Strukturen einwirken, die die Rahmenbedingungen für einen gelingenden Alltag schaffen oder eben verhindern. Soziale Arbeit im Bereich Flucht und Migration ist mit politischen Fehlentscheidungen und rechtlichen Schiefen konfrontiert, die Notstände produzieren, statt sie zu beheben. Hier muss Soziale Arbeit mithilfe zivilgesellschaftlicher Kräfte Abhilfe fordern. Das bedeutet nicht, dass jede Kollegin und jeder Kollege politisch tätig sein muss, aber das Team sollte zumindest ein Sprachrohr über Gewerkschaften, Berufsverbände, Bundesverbände und andere Mitgliedschaften haben.

Grundsatz II: Klientinnen und Klienten müssen so schnell wie möglich als Expertinnen und Experten für Neubeheimatung mitarbeiten.

Klientinnen und Klienten der Flüchtlingshilfe sollen im Sinne des Empowerment wahrgenommen und eingesetzt werden als Expertinnen und Experten ihrer eigenen Situation. Sie verfügen aufgrund ihres bisherigen Lebens über Sprachkenntnisse, Schulbildung und Ausbildung, berufliche Fähigkeiten und Erfahrungen, Hobbys, sportliche und soziale Fähigkeiten. Auf dem in der Regel illegalen und beschwerlichen Weg nach Deutschland haben sie ein hohes Maß an Mut, Risikobereitschaft, Solidarität und Durchhaltevermögen gezeigt. Sie haben sich in immer neuer Umgebung orientiert und als Neuzugewanderte Erfahrungen gesammelt.

Wo immer also Aufgaben von Professionellen der Sozialen Arbeit oder einheimischen Ehrenamtlichen übernommen werden sollen, sollte vorab geprüft werden: Können das unsere Klientinnen und Klienten nicht auch selbst übernehmen? Von der Stadtführung für Neuzugewanderte, einem Patensystem für Neuzugewanderte bis zu Fragen der Hausordnung in einer Erstaufnahmeeinrichtung sollte für die Soziale Arbeit die Beteiligung und der Einsatz der Klientinnen und Klienten selbst an vorderster Stelle stehen.

Wie kann nun Soziale Arbeit speziell die oben beschriebenen Komponenten der Beheimatung fördern?

1. „DAZUGEHÖREN“ – *sense of community*

So kann die Soziale Arbeit den *sense of community* fördern:

Forderungen an die Politik

Um einen *sense of community* entwickeln zu können, müssen Menschen sich auch in rechtlicher Hinsicht als Mitglied einer Gemeinschaft fühlen. Gesicherter Aufenthaltsstatus, erleichterte Einbürgerung, sprachliche und Bildungsförderung, materielle Absicherung und eine menschenwürdige Unterbringung muss die Politik als Basis bereitstellen.

Mögliche Hilfen im Alltag

a) *Pflege der Heimat-Community*

Menschen entwickeln leichter stabile neue Zugehörigkeiten, wenn sie auch Gelegenheit haben, ihre Herkunftsnetzwerke und ihre Herkunftssprache zu pflegen. Hier kann Soziale Arbeit dazu beitragen, dass die folgenden Hilfsmittel zur Verfügung stehen:

– Internet

- WLAN
- Skype oder andere Sichttelefone
- Räume und Gelegenheiten zur privaten und ungestörten Nutzung
- Ladestationen für Mobiltelefone
- Ersatzhandys/Akkus/Ladegeräte
- Empfänger für Radio- und Fernsehprogramme in der Herkunftssprache
- Videorecorder und Filme in der Herkunftssprache
- gemeinsame Erwachsenen- und Jugendfußballmannschaft
- gemeinsamer Schrebergarten, eventuell Nutzung eines Gartens, der gerade wegen Krankheit oder Alter wenig gepflegt werden kann
- gemeinsame Werkstatt für Frauen, wo auch produziert und gegen Spende „verkauft“ werden kann
- gemeinsame Kochmöglichkeiten

Für politisch verfolgte Klientinnen und Klienten wichtig: Mitarbeitende können helfen bei der Einrichtung von datengeschützten E-Mail-Postfächern.

Mitarbeitende der Flüchtlingshilfe können Auskunft über Möglichkeiten und Kosten für Briefe und Pakete ins Ausland geben. Ein Praktikant oder eine Ehrenamtlerin, später auch kundige Klientinnen und Klienten können sich in diesen Bereich einarbeiten und helfen, Päckchen (z. B. als preiswerter Maxibrief) ins Ausland zu packen, Zollerkklärungen zu durchschauen, auszudrucken und auszufüllen. Ähnliches gilt für Geldsendungen ins Ausland.

b) Pflege der Community mit anderen Flüchtlingen und neu Zugewanderten

Soziale Arbeit kann unterstützen, indem sie Institutionen schafft und fördert, die Gemeinsamkeit und Solidarität statt Konkurrenz und Wettbewerb fördern. Ich nenne hier einige Beispiele:

- Erzählcafés zu den beschwerlichen Wegen nach Deutschland
- gemeinsame Aktivitäten und Stadtführungen durch früher Angekommene
- gemeinsame Deutschkurse
- gemeinsame Kinderbetreuung
- gemeinschaftsfördernde Aktivitäten, ggf. auch im Wettbewerb mit anderen Einrichtungen, wie Fußballturniere, Stadtspiele

c) Aufbau und Pflege der Community mit der ansässigen Bevölkerung

Hier sind an erster Stelle die Mitarbeitenden selbst zu nennen, die in der Regel Erfahrung mit und/oder Freude am Beziehungsaufbau mit ihrer Klientel haben.

Menschen fühlen sich erst dann als Teil einer Gemeinschaft, wenn sie (wieder-)erkannt werden, wenn andere Menschen ihre Namen erinnern und ihr Dasein oder Nicht-Dasein einen Unterschied macht. Wo Menschen durch ein Lächeln oder das Heben der geöffneten Hand begrüßt werden, wo sie mit Namen angesprochen werden, entsteht auf der ganzen Welt Wärme und Freude. Wo Menschen länger als ein paar Tage leben, hilft dabei zum Beispiel eine Fotowand, die sowohl Klientinnen und Klienten wie Ehrenamtliche und hauptberufliche Mitarbeitende zeigt. Wenn neben dem Foto und Namen noch ein Hobby oder eine besondere Fähigkeit aufgeführt wird, gibt dies Anlass für Gespräche. Wenn sich Mitarbeitende Einzelheiten aus dem aktuellen Leben der Klientinnen und Klienten merken können und danach fragen, zeigt auch dies, dass der/die Einzelne wichtig ist und gesehen wird. Aktuelle Ereignisse als Gesprächsanlass sind meiner Erfahrung nach aus zwei Gründen bessere Gesprächsanlässe als die biografische Vergangenheit:

- Um erfolgreich politisches Asyl zu erhalten, muss eine Lebensgeschichte manchmal verändert und auf eine ganz bestimmte Art und Weise erzählt werden („impression management“), sodass es oft vertrauensbildender ist, diese Geschichte nicht dauernd zu erwähnen.
- Bei erlebter Verfolgung und Misshandlung besteht bei einer laienhaften Thematisierung die Gefahr der Re-Traumatisierung. Die Bearbeitung solcher Traumata gehört in die Hand von dafür geschulten Fachkräften.
- Aufbau von Kontakten zu einem ähnlichen Hobby, z. B. Schrebergarten, Angeln, Kleintierhaltung
- Aufbau von Kontakten zu Menschen und Institutionen in einem früher ausgeübten Beruf (vom Maurer über den Krankenpfleger bis zur IT-Fachfrau)
- Aufbau von Kontakten zu religiösen und politischen/gesellschaftlichen Vereinen, Sportvereinen, Chören
- Aufbau von Kontakten zu migrantischen Selbstorganisationen. Anhand von Fotos und privatem Filmmaterial kann deren Einwanderungsgeschichte dokumentiert und berichtet werden. Stadtführungen durch Einwanderinnen und Einwanderer früherer Jahre zeigen die Beheimatungsstrategien dieser Generation.

Fachkräfte und Mitarbeitende sind eine gute Anlaufstelle für einen *ersten* Kontakt mit der Bevölkerung. Dazu müssen aber unbedingt weitere Kontakte kommen. Eine Falle in der Sozialen Arbeit, die es zu vermeiden gilt, ist, die eigenen Kontakte zu den Klientinnen und Klienten überzubewerten und sie vor „unprofessionellen“ und eventuell belastenden Kontakten schützen zu wollen. „Ich als Fachkraft kenne ‚meine‘ afghanischen Frauen am besten und es sind allenfalls von mir geprüfte Ehrenamtliche, die noch einen Zugang zu ihnen bekommen.“ – eine solche Haltung verhindert Beheimatung. Hier müssen sich Fachkräfte kontinuierlich disziplinieren, sich selbst zurücknehmen und unermüdlich nach neuen Kontaktmöglichkeiten suchen, die einen Sinn der Gemeinschaft und Zugehörigkeit schaffen können.

Da sind zunächst die Ehrenamtlichen, die als erste Anlaufstelle für einen Anschluss an die einheimische Bevölkerung genommen werden können. Mittel dazu sind beispielsweise:

- Aufbau eines ehrenamtlichen Patensystems („Lerne mich und meine Familie, lerne meine Arbeitsstelle, meine Hobbys, meine Wohnung und meine Freundinnen und Freunde kennen“)

Aber auch die neu Angekommenen selbst sollen Gastgeberinnen und Gastgeber sein können. Soziale Arbeit kann Raum schaffen (mit Küche) für Bewirtung von Freundinnen und Freunden, Besucherinnen und Besuchern und neuen Bekanntschaften. Soziale Arbeit kann sich einsetzen für die Einrichtung von Männercafés und Frauentreffs, um eine Zugehörigkeit außerhalb der eigenen Kleinfamilie zu schaffen. Wirtschaftliche Angebote von Männertreffs (Spielhallen, Sportwettcafés) machen abhängig und belasten die Familien ökonomisch.

2. „ENTSCHEIDEN UND VERÄNDERN“ – *sense of control*

So kann Soziale Arbeit den *sense of control* fördern:

Forderungen an die Politik

Um einen *sense of control* entwickeln zu können, müssen Menschen Wahlmöglichkeiten

haben und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen können. Die deutsche Zuwanderungsgeschichte hat gezeigt, dass die behördliche Lenkung von Zuwanderung und Niederlassung (vom Anwerbestopp bis zur Zugangssperre in bestimmte Stadtteile in den 1970ern) wenig Positives bewirkte, dafür aber im öffentlichen Diskurs Überfremdungsängste und Fremdenfeindlichkeit schürte. Zuwandernde brauchen das Recht, eigene Entscheidungen bezüglich des Orts ihrer Niederlassung zu treffen. So schnell wie möglich sollen Zugewanderte auch an politischen Entscheidungsprozessen beteiligt werden, sowohl auf kommunaler wie auf überregionaler Ebene. Zuwanderungsbeiräte in der Arbeitsverwaltung und in Aufnahmeeinrichtungen sollten institutionalisiert und alle Formen von Selbstorganisation unterstützt werden.

Mögliche Hilfen im Alltag

Der Alltag sollte, wo immer möglich, durch viele Wahlmöglichkeiten strukturiert werden.

Ebenso sollte, wo immer möglich, Selbstorganisation gefördert werden.

Ein wichtiges Alltagssignal wäre hier die Schaffung eines Beirats in der eigenen Einrichtung. Ergänzt werden könnte ein solcher Beirat durch flexible Möglichkeiten zur Bildung von Interessengruppen, die ebenfalls Gehör bekommen. Beirat und flexible Ad-hoc-Interessengruppen sollen über möglichst viele Aspekte des Zusammenlebens entscheiden.

Wo immer es geht, sollte der Klientenstatus durch den Expertenstatus abgelöst werden. Hier sind die Mitarbeitenden der Sozialen Arbeit aufgerufen, fantasievoll neue Tätigkeitsfelder zu finden. Hier zwei Beispiele: Neuankömmlinge können ein kleines Kino-programm in ihrer Heimatsprache zusammenstellen und Zuschauerinnen und Zu-

schaucher werben – das örtliche Kino organisiert die Filme. Neuankömmlinge bieten einen Sprachkurs in ihrer Heimatsprache an – die örtliche Volkshochschule besorgt Materialien.

Zu überlegen ist, inwieweit folgende Bereiche auch in den Erstaufnahmeeinrichtungen in die Hände der Bewohnerinnen und Bewohner gelegt werden können:

- Küche und Verpflegung
- Hausordnung
- Stadtführung und Orientierung für Neuankommende

3. „EINEN SINN SEHEN“ – *sense of coherence*

So kann Soziale Arbeit den *sense of coherence* fördern:

Forderungen an die Politik

Um einen *sense of coherence* entwickeln zu können, müssen Menschen das Gefühl entwickeln können: „Ich bin hier richtig. Angesichts schwieriger oder gar furchtbarer Bedingungen habe ich Entscheidungen getroffen, aus denen ich jetzt das Beste mache.“ „Ich habe es gemacht, so gut ich konnte.“ Das ist sehr schwierig, solange Asylrecht und Zuwanderungsrecht die Menschen zwingen, ihre Lebens- und Wanderungsgeschichte so zurechtzubiegen, bis sie in das eher anachronistische Raster der UN-Flüchtlingskonvention oder des deutschen Asylrechts passen. Solange die Politik die Menschen also zwingt, andere Sinnkonstruktionen als ihre eigenen vorzubringen, erschwert sie den *sense of coherence* auf unerträgliche Weise.

Mögliche Hilfen im Alltag

Aus meiner Sicht ist es hilfreich, wenn diese Diskrepanz zwischen erlebter Biografie, Zu-

kunftsplänen und den engen Kategorien des staatlichen Bleiberechts offen thematisiert wird. Der humorvolle Umgang mit starren bürokratischen Strukturen ermöglicht es auch den Ankommenden, humorvolle und abwartende Sinnkonstruktionen zu entwickeln.

Die Mitarbeitenden können Selbstorganisationen (zum Beispiel Organisationen von Menschen ohne Papiere) finden und einladen, die diese offiziellen und inoffiziellen Sinnkonstruktionen thematisieren und offensiv angehen.

Menschen, die hier im letzten Jahr nach beschwerlicher und langer Wanderung angekommen sind, haben Widrigkeiten gemeistert, Grenzen überwunden, sich immer wieder an neue Gegebenheiten gewöhnt, kurz: Unglaubliches geleistet. Dies sollte gewürdigt werden. Im persönlichen Gespräch können lösungs- und ressourcenorientierte Gesprächsführung (Schmitz 2016) und ressourcenorientierte Biografiearbeit (Herriger o.J.) Instrumente sein, die einen Blick erleichtern auf das, was gelungen ist und bewältigt wurde.

Oft wird die Sinnkonstruktion erschwert, wenn Erfolgsgeschichten von Verwandten, Freundinnen und Freunden die Klientinnen und Klienten erreichen. Es entsteht eine quälende Diskrepanz zwischen den eigenen Erfolgserwartungen und der tatsächlich erlebten Situation. Berichte über Smartphone und scheinbar authentische Fotos machen weis, dass Schicksalsgenossinnen und -genossen die besseren Wanderungsentscheidungen getroffen haben und tatsächlich in einem Paradies gelandet sind. Hier mit Humor die nötige Skepsis zu erzeugen, ohne Verwandte, Freundinnen und Freunde anzugreifen, ist eine Kunst. Eine Möglichkeit ist zum Beispiel: Wir drehen einen humorvollen Videofilm mit dem Titel „Paradies

Köln (Wedding, Münster)“, der auf übertriebene und ironische Weise den Daheimgebliebenen das wunderbare Leben in einem deutschen Stadtteil schildert.

In Erzählcafés oder biografischen Erzählstunden können ältere Zugewanderte (nach dem Krieg aus Osteuropa Vertriebene und Zugewanderte, Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, Zugewanderte aus dem Osten in den letzten Jahrzehnten) von der Zeit ihres Ankommens berichten.

4. „HIER BIN ICH AUCH ZU HAUSE“ – *sense of neighbourhood*

So kann Soziale Arbeit den *sense of neighbourhood* fördern:

Forderungen an die Politik

Hier ist vor allem die Kommunalpolitik gefordert: Beiräte von Neuangekommenen können helfen, die Stadt zu verändern. Sie sollen in die Stadtplanung miteinbezogen werden. Informelle Treffpunkte können durch Möblierung (Bänke, Tische) Gelegenheit zum Austausch für verschiedene Gruppen bilden, Picknickplätze, Sportmöglichkeiten im öffentlichen Raum, Bolzplätze, offene Parks sollen einladen, den öffentlichen Raum zu nutzen.

Eine moderne Heimatpflege muss Zuwanderung deutlich als Teil der Stadtgeschichte repräsentieren (Ruile 2014: 49 f.). In Sonderausstellungen und ständigen Ausstellungen soll die Geschichte der Massenzuwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg und den großen anderen Weg- und Zuwanderungen in Deutschland dokumentiert und dargestellt sowie in Schulen vermittelt werden. Zuwanderung soll damit als Normalität und Teil der Stadtgeschichte erlebt werden.

Mögliche Hilfen im Alltag

Der *sense of neighbourhood* kann in drei Schritten unterstützt werden:

a) Orientieren

Straßen, Plätze, öffentliche und halböffentliche Institutionen (auch „backstage“) kennenlernen durch Besuche, Stadtführungen durch andere Angekommene und Zugewanderte früherer Tage, Führungen durch Institutionen können einen Blick durch Fachkräfte hinter die Kulissen ermöglichen. Charme haben aber auch Führungen durch die Nutzerinnen und Nutzer: Altenheime werden von Bewohnerinnen und Bewohnern gezeigt, Kindergärten durch Kinder und Krankenhäuser von Patientinnen und Patienten erklärt.

b) Beteiligen und Mitgestalten

Beiräte formulieren Wünsche zur öffentlichen Möblierung und zur Nutzung öffentlichen Raums an Stadtrat und Parteien. Mobile Bänke können von Neuangekommenen aufgestellt und ausprobiert werden.

In Zusammenarbeit mit Selbstorganisationen von Zugewanderten drängt die Soziale Arbeit darauf, dass eine Ausstellung zur Zuwanderungsgeschichte organisiert wird. Möglichst soll auch eine Tafel deutlich sichtbar in der Stadt an die Zuwanderung erinnern. Zahlen können beispielsweise die Zeitabschnitte zwischen 1945 und 1950 / 1950 und 1980 / 1980 und 2010 erläutern.

Wo öffentliche Plätze durchweg vermarktet werden und durch Aussengastronomie und Klappschilder des Einzelhandels okkupiert werden, mag niemand mehr flanieren oder zum Gespräch stehen bleiben. Soziale Arbeit kann sich für die Ausdeh-

nung und Möblierung öffentlich nutzbaren Raums einsetzen.

Diese ersten skizzenhaften methodischen Ideen sind als Anregung für weitere Ideen gedacht, die Kolleginnen und Kollegen aus Beruf und Ehrenamt sowie die Klientinnen und Klienten sicher weiterentwickeln können und werden.

Zugewanderte des letzten Jahres hoffen auf eine gute Zukunft in Deutschland. Das kann nur gelingen, wenn ihnen eine Beheimatung ermöglicht wird. Dieser Beitrag hat versucht, deutlich zu machen, wie das Arbeitsprinzip Beheimatung die Soziale Arbeit bei Flucht und Migration bereichern kann.

Literatur

- Deinet, U. 2011: Sozialräumliche Jugendarbeit. Wiesbaden.
- Herriger, N. o.J.: Ressourcenorientierte Biografiearbeit, empowerment.de-Materialien 6, abrufbar unter: <http://www.empowerment.de/empowerment.de/files/Materialie-6-Ressourcenorientierte-Biografiearbeit.pdf> [01.01.2016].
- Kokot, W./Giordano, C./Gandelsman-Trier, M. (Hrsg.) 2013: *Diaspora as a Resource*, Freiburger Sozialanthropologische Studien, Bd. 36.
- Mitzscherlich, B. 1997: „Heimat ist etwas, was ich mache.“ Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Freiburg.
- Mitzscherlich, B. 2001: Die psychologische Notwendigkeit von Beheimatung. In: Bucher, A./Gutenthaler, A. (Hrsg.): *Heimat in einer globalisierten Welt*. Wien, 94–109.
- Ruile, H.-J. 2014: Heimat ist mehr als ein Arbeitsplatz. Gespräch mit Karin Zander. In: *ASG Ländlicher Raum*, 3/2014, 48–50.
- Schmitz, L. 2016: *Lösungsorientierte Gesprächsführung*. Dortmund.

Prof. Dr. Lilo Schmitz M.A.

ist Ethnologin und Sozialpädagogin. Sie lehrt an der Hochschule Düsseldorf Methoden der Sozialarbeit und Kulturanthropologie.

E-Mail: lilo.schmitz@hs-duesseldorf.de